



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stören, that langsam mit leiser Hand die Zeit selbst in ihrem steten Wechsel. Je mehr sich das allgemein städtische Leben von der Deffentlichkeit in die Häuser und in bedeckte Räume zurückzog, im gleichen Maße verschwanden Spiel und Tanz von den Straßen und Plätzen und ließen sich in Wohnungen und Säle einengen. Die Plätze unter der Linde sind verwaist, doch bergen sie ein gutes Stück Sittengeschichte alter Zeit, welches uns Bilder lautesten Jubels und ausgelassener Freude vor unsere Seelen zu zaubern im Stande ist.

Literatur.

Weil's mi freut, Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler
(Stuttgart, Meyer und Zeller, 1876). —

Schon in seinen „Bergbleaml'n“, der ersten Gedichtsammlung, die Karl Stieler in oberbairischer Mundart herausgab, hat der Verfasser dieser neuen Dialektdichtungen große Formgewandtheit, seine dichterische Empfindung und reichen Farbensinn, namentlich für den Localton des bairischen Gebirgs bekundet. Es darf nicht Wunder nehmen, daß die vorliegende Sammlung, die in Jahren herangewachsen ist, diese Vorzüge in noch höherem Grade aufweist, als die frühere. Denn der fast unbekannte Autor der „Bergbleaml'n“ ist inzwischen einer der ersten deutschen Feuilletonisten geworden; eine Reihe illustrierter Prachtwerke, welche vorzügliche Naturschilderungen und Volksstudien enthalten, nennen Karl Stieler als den Verfasser des Textes, so „Aus deutschen Bergen“, „Rheinfahrt“, „Italien“ und das eben begonnene Prachtwerk „Elsaß-Lothringen“ (Stuttgart), das wir noch eingehender besprechen werden. Besonders lobenswerth scheint uns in der vorliegenden Sammlung, daß der Verfasser ganz frei von Sentimentalität das Leben und Treiben seiner Gebirgsbewohner darstellt und die Gebirgsidyllen, die ihm in die Feder kommen, nirgends verhimmelt. Was gesittete Literaturhistoriker, die im Dunste großer Städte aufgewachsen sind, mit Jeremias Gotthelf auf immer verfeindet, die göttliche Grobheit seiner Buben und Weitscheni und der Dunst der Emmenthaler Viehställe, der überall in seinen Romanen zu Hause ist, das mag diesen zartbesaiteten Nerven vielleicht auch Stieler's „Was mi freut“ unleidlich machen. Wir unsrerseits stimmen dagegen dem Verfasser durchaus bei, wenn er in der Vorrede „über Ziele und Grenzen der Dialektdichtung“ sagt: „Das erste Erforderniß, das man an dialektische Dichtungen stellt, ist

die Echtheit . . die Echtheit der Ausdrucksweise und der Denkweise. In jedem Gedicht soll wirklich der Bauer denken, nicht wir selbst. Die typische Gestalt des Bauers gewinnt nicht dadurch an Feinheit, daß man nur hier und da seine äußere Grobheit beschneidet. Laßt ihn doch, wo es der Fall einmal erfordert, so grob sein als er wirklich ist, aber erinnert euch, daß er auch noch mehr ist als ein Grobian. Vergeßt nicht, daß auch sein Leben Stunden hat, deren tiefe Herzenslaute vielleicht noch mächtiger sind, als das Empfinden unserer geschulten Seele und daß auch diese Laute ein Recht haben, in der wahren volkstümlichen Dichtung zum Ausdruck zu kommen.“ Wir finden diesen Naturlaut der Volksseele etwas poetischer ausgedrückt in diesen Gedichten, als wenn sich die Bauern à la Berthold Auerbach in salonsfähigen spinozistischen Redensarten unterhalten. Lesen wir z. B. das Gedicht „Der Musikant.“ Ein Tanzmusikant hat einen kranken Buben zu Haus: er weiß nicht, ob er ihn noch lebendig antrifft, wenn er heim kommt. Während der Vater den Lustigen aufspielt, vercheidet das Kind. Die Mutter erzählt ihm von den letzten Augenblicken des Knaben:

„Grad allweil d'Handln' ausgstreckt hat er Die Leich', die war am Sunntag früh,
Und nix als g'fragt: Wo ist der Vater? Und trauri schaut der Vater zu;
G'wiß zehnmal bin i ganga schaugen.“ — Er legt sein' Kranz hin — und auf d'Nacht
Der Vater fährt sich über d'Augen. Hat er halt wiader Musil g'macht.

So ernst wie dieses sind wenige Gedichte der Sammlung. Aus den allermeisten spricht der gesunde Volkshumor, auch bei den trübsten Stimmungsbildern. So läßt sich der sterbende Mann noch einmal einen Stecken von der Frau reichen:

„„Du muast ja sterben, da brauchst kein Stecken““.
„Ja extra desz'weg'n“, sagt der Mann,
„Daß i di' no'mal hauen kann“.
Dös war a guter Mann, a guter,
Sagt sie, aber a boshaft's Ruder.

Der sterbende Michel dagegen sagt zur Frau:

„An Mann, den brauchst ja dengerscht — und
Ma heirath'st — halt an — Sepp von Gmund“
„„D mei““, flennt sie, daß es s'ganz z'sprengt,
„An den, da hab i aa schon denkt!““

Die berechtigte Eigenthümlichkeit der polizeilichen Ehehindernisse, die Baiern sich in den Versailler Verträgen reservirt hat, spricht sich in der Anrede aus, die der Pfarrer an die Brautleute hält, die von ihm copulirt sein wollen:

„Die kennt ma schon, die Leut, die junga“
 So sagt der Pfarrer, „seids nur staad“ (still)
 Ihr zwei habt's aa schon 's Gloria g'junga
 Boneh, daß 's nur noch z'sammg'läut hot“.

Mehr in das Gebiet der Schnadahupfeln gehören die folgenden Reime:

Vom Busseln.

Geh, gib mir a Bussel
 Mein Schatz, sagt der Bua
 Denn blos grad zum Anschaugn
 Da bist nit schön gnuu.

Geh gib mir a Bussel
 Und mach koa so G'schicht
 I druck schon die Aug'n zua
 Damit's Niemand sicht.

Geh gib mir a Bussel
 I Bussel — was thut's?
 Es gibt ja nix bessers
 Als wie ebbes Guts.

A Grausen.

Der Bua möcht gern a Bussel hab'n
 Und weil holt sie nit mog,
 So flucht er z'legt: Mir grauset vor
 Dein Bussel, wenn i 's sag.

Geh Bua, sagt sie, thu nit so red'n
 Und bleib mir nur schön draust;
 Dir grauset's aa wie's d'Vettelent'
 Vor'n Kronenthaler graust.

Und regnen und regnen
 'S geht All's aus Loam
 I gloub, unser Herrgott
 Der is nit dahoom.

Mit die vorzüglichsten Sachen verdanken wir dem Kampf mit den Schwarzen, an welchem der Verfasser durch seine politischen Correspondenzen wie durch seine gelegentlichen Reden im oberbayerischen Dialect, die er den Bauern in den allerschwarzesten Wahlkreisen hält, jahraus jahrein seinen redlichen Theil hat. Hier beruht vollends Alles, was die kleine Sammlung an politischen Liedern enthält, auf unmittelbarster unverfälschter Wirklichkeit. Da schildert zunächst ein würdiger Dechant aus der guten alten Wessenbergischen Zeit den Zelotismus der jungen Hekkapläne: „Die reden daher, daß 's mi ganz reißt, so g'scheid und so vermessen, daß d'moanst sie haben den heil'n Geist mit sammt die Federn g'fressen.“ Ebenso zutreffend bezeichnet dann ein Bauer den politischen Standpunkt seiner Gemeinde: ja liberall — dös find wir Alle, blos wählen thun ma (wir) schwarz. Zu solcher Gemeinde paßt „der dumme Randati“, der zum Abgeordneten gewählt wird „und weil er sonst nix werden kann, so wähl'n mer'n halt a mal, den Mann.“ Zu dieser Gemeinde paßt aber auch vortrefflich das Treiben der Schwarzen selbst. „Die g'heime Wahl“ enthält dieses Treiben: „Zu mir is der Her Pfarrer komma und sagt, i soll den Zettel nehma und sagt zu mir (und dem daneben) ist uneröffnet abzugeben! Denn so steht's im Gesez amal, und drum is dös a g'heime Wahl. I hätt schon so gern einig'schaugt, aber jetzt hab i im net traut, wer drob'n (drinn) steht — i woß nit. No mein, i denk — es wird schon oaner sein.“ Ein anderer Bauer kennt den Namen seines Kandidaten

noch gar nicht; aber er tröstet sich: „I denk, sie bringen uns schon oan am Sonntag aus der Fruhmess hoam.“ Hans endlich bleibt nicht ungerührt bei dem Vorwurf, daß er jetzt mit den Schwarzen gehe: „Wo niemand lesen kann und Schreiben, da habn's am besten ihner Treiben. So schaug Di nu a weni uma, bei Enk (Euch) san doch die mehrern Dumma.“ Aber auch dafür hat Hans einen Trost: „Ja ja, döß glaub i selber bald, die Dummern san mir scho, aber die mehrern san mer do(ch).“ Auf solchen Dörfern ist dann der Wirth neben dem Pfarrer die Ortsvorsehung. Von ganz besonderer Klugheit muß aber natürlich der Wirth sein, bei dem die Schwarzen am Montag und die Liberalen am Sonntag kneipen und beide ihn plagen bei den Wahlen: „Gel, bei uns wählst mit.“ Das plagt ihn in der That ungeheuer. Endlich hat ers heraus:

Dös nachstmal, wenn's jetzt wieder kemma,	Die Schwarzen und die Liberalen,
Da will i mich in Obacht nehma	Wieviel daß s' trinken und daß s' zahlen.
Und da wird's aufgeschrieb'n ganz all'rat,	Dös wird ganz haarscharf aufgezählt,
Wieviel Maß Bier daß jeder hat,	Wer meh'ra hat — mit dem wird g'wählt.

In die lichtereren Kreise Oberbaierns ist dagegen wohl der hübsche Wortstreit zu verlegen, den verschiedene Arbeiter über „den Bismarck“ halten. Der Fuhrknecht meint, der Kanzler wäre ein guter Fuhrmann geworden. Der Maurersepp hätte ihn am liebsten als Maurer gesehen, da er sein Meisterstück mit Niederreißen der „alten Hütten“ bereits abgelegt „und hat uns hing'stellt a schön's Haus.“ Der Zimmermann sagt: „der hat aa drumbaut noch an Zaun, daß d' Spizhub'n sich nit einitraun.“ Der Jagerhans meint: „A Jager hätt er werden sollen, weil er allweil an (den) Punkten trifft. Der Hausknecht aber ruft:

Was besser ist — döß best i's g'wiß:
Daß er der Bismarck wor'n is.

Diese Proben mögen genügen. Sie beweisen, daß nicht allemal ein politisch Lied ein garstig Lied ist. B.

Neue Auflagen von Bädeler's Handbüchern für Reisende:

- 1) Südbaiern, Tirol und Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland, 17. Aufl., 2) die Rheinlande, 19. Aufl., 3) Süddeutschland und Oesterreich, 17. Aufl.

Ueber Natur, Inhalt, Werth dieser Reiseführer zu sprechen, ist überflüssig, allerseits sind sie bekannt und geschätzt, und Jeder betrachtet es als selbstverständlich, daß die neuen Auflagen sorgfältig durchgesehen und dem Bedürfniß des Publikums angemessen verändert und ergänzt sind. Auch hier ist nichts unterlassen, was geeignet war, die rothen Bücher auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Bei Nr. 1 sind die Pläne und Special-Kärtchen nach dem

neuesten Material und des Verfassers eigener Erfahrung berichtet, die Höhenangaben in Metern mit Berücksichtigung der neuen österreichischen Militärmappirung revidirt, die Entfernungen entweder in Kilometern oder, auf Gebirgsstraßen, in Gehstunden angegeben. Das Letztere gilt auch von Nr. 2 und 3, als deren wesentlichste Bereicherung die kunsthistorischen Beiträge erscheinen, welche Professor Anton Springer geliefert hat. Außer einer Reihe kleiner Notizen sind von demselben viele der den kunsthistorisch interessanteren Städten beigegebenen einleitenden Bemerkungen und insbesondere die übersichtlichen Hinweise auf die bedeutendsten Bilder, welche bei den großen Gemäldegallerien in Wien, München, Frankfurt u. s. w. der Aufzählung der einzelnen Nummern vorausgehen.

Russische und baltische Charakterbilder aus Geschichte und Literatur von Julius Eckardt. Leipzig, 1876. Verlag von Dunder und Humblot.

Eine Umarbeitung der „Baltischen und russischen Culturstudien“ des selben Verfassers, bei der einzelne Stücke ganz weggeblieben und für sie andere hinzugekommen sind. Der Inhalt besteht jetzt aus folgenden Aufsätzen: Philipp Wigel, der deutsche Nationalrusse. — Die altgläubigen Sectirer in Oesterreich, Rußland und der Türkei (den Lesern d. Bl. bekannt) — P. M. Leontjew und die russische Presse, — die „neue Formel der Civilisation“, — Iwan Turgenjew und seine Zeitgenossen, — Ernst Gideon von Loudon, — Eine livländische Spukgeschichte, — Albert Hollander und Ferdinand Wolter. Die letzteren drei Abtheilungen haben wohl nur locales Interesse, d. h. für Livländer. Die Biographie Loudons dagegen und der Aufsatz über Turgenjew, desgleichen die Charakteristik Leontjews und der neueren russischen Journalistik und vielleicht auch die Philipp Wigels, des wunderlichen und excentrischen Verfassers der in den vierziger Jahren vielgenannten Flugschrift: „La Russie envahie par les Allemands“, der zu den Führern der national-russischen Reaction gegen den deutschen Einfluß im Czarenreiche zählt, werden allgemein mit Interesse gelesen werden. Wenn wir abrechnen, daß der Verfasser bisweilen den Persönlichkeiten, die er characterisirt deshalb, weil sie baltische Deutsche sind, eine höhere Bedeutung beizulegen scheint, als sie wirklich besitzen, und daß ihm mitunter locale Streitigkeiten erheblich wichtiger erscheinen, als uns und vermuthlich vielen Andern, so besitzt er einen guten historischen Sinn, und da sich damit eine respectable allgemeine Bildung und das Talent, lesbar zu erzählen verbinden, so werden die meisten der zuletzt genannten Partien seines Buches auch für das größere Publicum eine willkommene Lectüre sein. Endlich aber hat auch das kritische Essay: „die neue Formel der Civilisation“ entschieden Anspruch auf Beachtung

von Seiten des deutschen Publicums. In den vierziger Jahren machte Herr von Harthausen die Kreise der moskauer Slavophilen, die von der russischen Weltherrschaft träumten und nur noch nach dem neuen Princip, der neuen Idee suchten, deren Träger der zu jener berufene Stamm nach Hegel sein mußte, mit der Entdeckung bekannt, daß diese Idee in Rußland bereits in dem Gemeinbesitz der Bauern gefunden sei. 1848 wurde die Lehre von der weltlösenden Kraft des Gemeindebesitzes und seiner Bedeutung für die künftige slavische Weltherrschaft von Alexander Herzen als „neue Formel der Civilisation“ verkündet. Sie sollte „das belebende Princip des russischen Volkslebens“ und die Grundform der russischen Gesellschaft sein. Die Lehre von dem gleichem Anspruch Aller an den Grund und Boden, von der Nothwendigkeit einer Verwandlung des persönlichen in das Gemeindegenthum sollte das Zeichen sein, unter dem der russische Stamm zu streiten und über das zu unterwerfende westliche Europa zu siegen berufen wäre. Tausende und aber Tausende glaubten das. Der Verfasser aber weist nach, daß die Einrichtung des Gemeindebesitzes, an der das Emancipationsgesetz von 1861 nichts geändert hat, indem die Volksgewohnheit die ihr gebotene Möglichkeit, die Dorfmark zu zerschlagen und den Einzelnen als Erbbesitz zuzutheilen, unbenußt gelassen hat, erstens nicht sehr alt ist und zweitens keineswegs die vortheilhafte Wirkung auf das Volk hat oder gehabt hat, die Harthausen ihr nachrühmt. Im Gegentheil, die russische Regierung hat, gestützt auf zahlreiche übereinstimmende Gutachten, dieses System, das noch vor wenigen Jahren als nationales Palladium verherrlicht wurde, uneingeschränkt verurtheilt, und das Gewicht der practischen Erfahrungen, auf welche dieses Urtheil sich stützte, war so groß, daß die Vorkämpfer des Communesystems wenigstens für den Augenblick zu schweigen für gerathen hielten. Der Wahn, daß das Institut des ungetheilten Gemeindebesitzes eine universale, für die Zukunft des gesammten Europa und seine Civilisation in Betracht kommende Bedeutung habe, daß der ursprüngliche Zustand der russischen Ackerbauer sich mit den letzten Zielen der öconomischen Entwicklung Westeuropas berühre, und daß die Russen von der Nothwendigkeit des persönlichen Eigenthums, der sich jedes nach voller Entfaltung seiner wirthschaftlichen Kräfte ringende Volk zu unterwerfen hat, ausgenommen seien — alle diese Wahnvorstellungen sind zernichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.